

Zur Bedeutung familialer Beziehungen für Theorie und Praxis der Gemeindepädagogik

Grundlegende Perspektiven¹

von

MICHAEL DOMSGEN

Die Gemeindepädagogik hat den Lernort Familie lange Zeit unzureichend in den Blick genommen. Dabei sind vor allem zwei Entwicklungen zu benennen, weil sie den heutigen gemeindepädagogischen Diskurs weiterhin prägen.

Zum einen fällt auf, dass die familiale Verankerung der Kinder und Jugendlichen einfach vorausgesetzt wird, in der Regel ohne sie gesondert zu thematisieren. Wenn eine Thematisierung erfolgt, dann oft unter der Defizitperspektive, also beispielsweise mit Blick auf problematische Familienverhältnisse, die es kompensatorisch zu bearbeiten gilt, oder hinsichtlich ausfallender Sozialisationsleistungen in rebus religionis. Meistens jedoch wird eine – mehr oder minder starke – christliche Sozialisation schlichtweg vorausgesetzt. Familie kommt also vor allem als Grundlage gemeindlichen Arbeitens in den Blick².

Nicht minder problematisch ist eine zweite Entwicklung. Familie wurde nicht nur vernachlässigt, sondern auch rudimentär in den Blick genommen. Wenn von Familie die Rede war, dann vornehmlich im Blick auf Familien mit kleinen Kindern. Das lag wohl auch daran, dass Familien im Arbeitsfeld »Kirche mit Kindern« präsent waren, sonst aber kaum auftauchten. Das Thema Familie wurde dadurch enggeführt und auf Aktivitäten von Eltern mit kleinen Kindern begrenzt. Dazu gehören beispielsweise Familiengottesdienste und Familienfreizeiten auf kirchengemeindlicher Ebene sowie die Arbeit in den Familienbegegnungs- und Familienbildungsstätten auf übergemeindlicher Ebene. Dies führte dazu, dass Familienarbeit zu einem Handlungsfeld neben anderen wurde und sich vornehmlich auf zwei Phasen im Lebenslauf bezog: auf die Phase als Kind der Herkunftsfamilie und als Elternteil in der Zielfamilie.

¹ Der Beitrag basiert auf Überlegungen, die ich im Rahmen des Gemeindepädagogischen Symposiums am 27. März 2009 in Erfurt vorgetragen habe.

² Vgl. W.-E. FAILING, Religiöse Erziehung in der Familie (in: G. ADAM/R. LACHMANN [Hg.], Gemeindepädagogisches Kompendium, 1987, 199–232); M. KOSCHORKE, Familie als Lebenshintergrund in der Gemeinde (ThPr 10, 1975, 122–132); K. HARMS, Die Familie als Aufgabe kirchlicher Verkündigung, 1986.

Beide Entwicklungslinien hängen mit einer weithin angenommenen Selbstverständlichkeit von Familie zusammen. Genau diese Selbstverständlichkeit scheint nun aber ins Wanken gekommen zu sein. »Kinder bekommen die Leute sowieso«, meinte noch Konrad Adenauer. Die gegenwärtige Geburtenrate von knapp 1,4 Kindern pro Frau markiert jedoch deutlich, dass diese Selbstverständlichkeit nicht mehr zu gelten scheint³. Nicht zuletzt deshalb wird seit einiger Zeit der Familie verstärkt Aufmerksamkeit geschenkt.

Im familialen Bereich finden Entwicklungen statt, die in der kirchlichen Arbeit und der gemeindepädagogischen Theoriebildung bisher nur unzureichend zur Kenntnis genommen werden. Das trifft auch auf die Vermittlung des Glaubens zu.

Momentan ist ein neues Interesse an der Familie zu beobachten. Das ist durchaus zu begrüßen, allerdings ergeben sich daraus auch Schwierigkeiten. Ein grundlegendes Problem besteht darin, dass sich mit der Familie ganz unterschiedliche Wünsche und Projektionen verbinden und dabei das eigene Erleben sowie die eigenen Sehnsüchte eine große Rolle spielen. Letztlich fühlen sich bei diesem Thema (fast) alle als Experten. Die einen stimmen freudig zu, weil für sie die Familie schon immer wichtig war. Andere wiederum betrachten das neue Interesse an der Familie mit sehr gemischten Gefühlen. Dazu kommt, dass mit der Familienthematik immer auch andere Felder berührt werden. Zu nennen sind hier die berufliche Entwicklung, insbesondere von Frauen, sowie das weite Feld der Lebenseinstellungen und Werthaltungen.

Gerade weil das Familienthema nie allein, sondern immer in Kombination mit anderen Themenkreisen daherkommt, ist es unabdingbar, sich darüber klar zu werden, warum die Familie eigentlich stärker in das Blickfeld gerückt werden sollte⁴. Dies wird in einem ersten Schritt bedacht. Danach soll es um die Familie als Lernort des Glaubens gehen, also um den Beitrag der Familie zur Glaubensentwicklung und um das Verhältnis von Familie und Kirche. Abschließend werden einige Impulse aus Familienperspektive benannt, die für Theorie und Praxis der Gemeindepädagogik von Interesse sein könnten.

³ Daran ändert auch die Steigerung der Geburtenrate im Jahr 2007 von 1,33 auf 1,37 Kinder pro Frau substanziell nichts (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Pressemitteilung Nr. 315/ 2008, vom 20. August 2008). Je nachdem wie die weitere Entwicklung aussieht, könnte dies aber Signalwirkung haben.

⁴ Vgl. dazu M. DOMSGEN, Religionspädagogik und Familie (in: H. RUPP/CH. TH. SCHEILKE [Hg.], Bildung und Familie. Jahrbuch für kirchliche Bildungsarbeit, Bd. 3, 2009, 19–34).

1. Warum die Familie stärker in das Blickfeld rücken?

1.1. Pädagogische Annäherung: Familie als grundlegende Sozialisationsinstanz

Die Familie ist eine grundlegende Sozialisationsinstanz. Hier erhält ein neugeborener Mensch die früheste und nachhaltigste Prägung seiner Persönlichkeit. Aber eine allgemein anerkannte Definition von Familie gibt es nicht.

Die Familiensoziologin Rosemarie Nave-Herz nennt drei Kriterien, durch welche sich die Familie von anderen Lebensformen unterscheidet, und zwar in allen Kulturen und zu allen Zeiten⁵: 1.) die biologisch-soziale Doppelnatur aufgrund der Übernahme der Reproduktions- und zumindest der Sozialisationsfunktion, 2.) ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis (vgl. hier die spezifische Rollenstruktur) und 3.) die Generationendifferenzierung.

Im spezifisch geprägten Grundverhältnis zwischen den Generationen liegt also ein Schlüssel für heutiges Familienverständnis. Dabei ist nicht grundlegend, ob Kinder und Eltern leiblich sind oder nicht. Auch die gemeinsame Haushaltsführung ist kein ausschließliches Kriterium. Entscheidend sind die Generationenbeziehungen, die sich in der Gestaltung der Eltern-Kind-Beziehung konkretisieren. Diese implizieren ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, das sich in unterschiedlichen Familienformen konkretisieren kann⁶. Dabei ist dieses Kooperations- und Solidaritätsverhältnis zwischen den Generationen in den verschiedenen Phasen des Familienzyklus unterschiedlich zu bestimmen. Das schon in der Pädagogik Schleiermachers begegnende intergenerationelle Grundverhältnis⁷ spielt dabei eine wichtige Rolle, bezieht sich jedoch vorrangig auf die Familienphase mit kleinen Kindern. In der Beschreibung des Verhältnisses von erwachsenen Kindern zu ihren Eltern wird dies in der Regel kein hinreichendes Kriterium mehr sein. Vielmehr spielen hier gegenseitige Emotionalität, ökonomisches Aufeinanderverwiesensein oder auch räumliche

⁵ Vgl. R. NAVE-HERZ, Familie heute. Wandel der Familienstrukturen und Folgen für die Erziehung, 2002², 15. Zur Kritik an dieser Definition vgl. K. LENZ, Familien als Ensemble persönlicher Beziehungen (in: F. W. BUSCH/R. NAVE-HERZ [Hg.], Familie und Gesellschaft. Beiträge zur Familienforschung, 2005, 9–31), 13.

⁶ Rosemarie Nave-Herz nennt hier auf der Grundlage unterschiedlicher Rollenzusammensetzungen (Elternfamilien mit bzw. ohne formale Eheschließung sowie Mutter- bzw. Vater-Familien) und Familienbildungsprozesse (durch Geburt, Adoption, Scheidung/Trennung, Verwitwung, Wiederheirat, Pflegschaft) insgesamt 16 verschiedene, rechtlich mögliche Familientypen, wobei zu beachten ist, dass es auch zu einem Wechsel von der einen zur anderen Familienform kommen kann. Vgl. NAVE-HERZ, Familie heute (s. Anm. 5), 17.

⁷ Vgl. F. D. E. Schleiermacher, Pädagogische Schriften, hg. von E. WENIGER, Bd. 1: Die Vorlesungen aus dem Jahre 1826, 1957, 11.

Nähe eine mindestens ebenso große Rolle. In sozialer Hinsicht grundlegend ist dabei, dass die Generationendifferenzierung im Lebensalltag generiert wird. Vor Augen führen kann man sich diese Herausforderung bei der – durch die längere Lebenserwartung sowie die geringere Kinderzahl geprägten – neuen biographisch eigenständigen Phase, der sog. »empty-nest«-Phase, in der die Mütter durchschnittlich 50 Jahre und die Väter 55 Jahre alt sind. In dieser Zeit, die häufig bis zu zwei Jahrzehnten und länger dauern kann, geht es »aus Sicht der Eltern nicht primär um die Problemlösung der eingetretenen ›Zweisamkeit‹, sondern um das ›Wie‹ der Wahrnehmung der Elternschaft unter Berücksichtigung der aktuellen und veränderlichen Lebenslage der Kinder«⁸.

Die Familie als grundlegende Sozialisationsinstanz zu bedenken heißt auch, sie in ihrer – im Lebenslauf – differierenden Bedeutung in den Blick zu nehmen, um so die spezifische Prägung des Generationenverhältnisses aufnehmen zu können. Hilfreich dafür kann eine Unterscheidung von Rosemarie Nave-Herz zur Beschreibung dreier unterschiedlicher Familienphasen sein. Die »erste Familienphase« ist die Elternphase bzw. die Kernfamilienphase. Die »zweite Familienphase« ist zu unterteilen in die Elternphase, in der alle Kinder das Elternhaus verlassen haben, aber noch kinderlos sind und in die Eltern-/Großelternphase. Als »dritte Familienphase« bezeichnet sie die Phase der Verwitwung⁹. In jeder dieser Familienphasen sind spezifische Herausforderungen zu meistern, was mit einer Neujustierung des Generationenverhältnisses einhergeht. Gemeinsam jedoch ist allen Phasen das besondere Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, das die Generationen miteinander verbindet.

Die Beziehungen zu den Seitenverwandten werden dabei wesentlich durch die generativen Beziehungen bestimmt. So wird das Verhältnis von Geschwistern stark von deren Verhältnis zu den Eltern geprägt¹⁰. Im DJI-Kinderpanel (erste Welle) werden Geschwister im Durchschnitt an der 3. Position genannt – nach Mutter und Vater, aber noch vor den Großeltern. Sie gehören also zu den wichtigsten Personen im Familiennetz¹¹. Allerdings gilt auch hier, dass das Verhältnis zueinander im Lebenslauf Wandlungen unterworfen ist.

⁸ L. A. VASKOVICS, Elternschaft nach Auflösung der Zeugungsfamilie – Postfamiliale Elternschaft (in: N. F. SCHNEIDER/H. MATTHIAS-BLECK [Hg.], Elternschaft heute. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und individuelle Gestaltungsaufgaben [Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 2], 2002, 145–162), 151.

⁹ Vgl. R. NAVE-HERZ, Die Mehrgenerationenfamilie unter familienzyklischem Aspekt (in: A. STEINBACH [Hg.], Generatives Verhalten und Generationenbeziehungen. FS B. Nauck, 2005, 47–60), 52f.

¹⁰ Vgl. J. FRICK, Ich mag dich – du nervst mich! Geschwister und ihre Bedeutung für das Leben, 2006², 97–117.

¹¹ Vgl. M. J. TEUBNER, Brüderchen komm tanz mit mir ... Geschwister als Entwicklungsressource für Kinder? (in: CH. ALT [Hg.], Kinderleben – Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen, Bd. 1: Aufwachsen in Familien, 2005, 63–98), 94.

Auch an anderen Lernorten sind Generationen miteinander verbunden. Hinsichtlich des pädagogischen Verhältnisses kommen dabei besonders die Schule und vor allem bei der ersten Familienphase die Gemeinde in den Blick. Aber die Familie unterscheidet sich deutlich von diesen Orten, weil sie viel früher prägend wirkt und weil in ihr – viel stärker als in der Schule oder der Gemeinde – die ganze Persönlichkeit zum Tragen kommen kann. Familie ist »in der modernen Gesellschaft der einzige soziale Ort [...], wo Individuen sich als unverwechselbare Personen einbringen können und nicht auf austauschbare Funktionsträger (Rollen) reduziert werden«¹². Zudem werden Inhalte sofort rückgekoppelt an Verhalten. In der Familie wird primär über Beziehungen gelernt.

Die Familie ist die wichtigste Lebensform im privaten Sektor, auch wenn sich das Zusammenleben in einem Familienhaushalt auf kürzere Abschnitte des Lebenslaufs beschränkt. Die Bedeutung der Familie für den Einzelnen hat in den letzten Jahrzehnten sogar stetig zugenommen. Schätzten 1980 68 % die Familie als »sehr wichtig« ein, waren es 1998 bereits 80 %. In Ostdeutschland stieg dieser Wert von 1993 bis 1998 von 82 % auf 85 %¹³. Diese Hochschätzung geht quer durch alle Altersgruppen. So belegte die neueste Shell-Jugendstudie, dass die Jugendlichen die Familie als sehr bedeutend für ihr persönliches Glück bewerten. 72 % der Befragten (2002 waren es 70 %) sind der Meinung, dass man eine Familie braucht, um glücklich leben zu können. (Nur eine Minderheit von 17 % glaubt, alleine genauso glücklich leben zu können, 10 % sind in dieser Frage noch unentschieden)¹⁴. Diese positive Einschätzung der Familie schließt im Übrigen nicht deren Schattenseiten aus.

Die ihnen in einer Umfrage des Allensbacher Instituts für Demoskopie gestellte Frage: »Würden Sie von sich sagen, Sie sind ein Familienmensch, sind am liebsten mit der Familie zusammen oder würden Sie das nicht sagen?« bejahten 73 % der Befragten, 12 % waren unentschieden und 15 % rechneten sich nicht zu dieser Personengruppe¹⁵. Gleichzeitig betonten 26 % der Frauen und 21 % der Männer, dass Familie auch »Stress«, sowie 34 % der Frauen und 28 % der Männer, dass sie auch »Streit« bzw. »Auseinandersetzung« bedeutet¹⁶.

¹² N. METTE, Postmoderne Familie und die Zukunft religiöser Sozialisation (in: DERS./K. GABRIEL/J. HORSTMANN [Hg.], Zukunftsfähigkeit der Theologie. Anstöße aus der Soziologie Franz-Xaver Kaufmanns, 1999, 139–147), 144.

¹³ Vgl. S. WEICK, Steigende Bedeutung der Familie nicht nur in der Politik. Untersuchung zur Familie mit objektiven und subjektiven Indikatoren (Informationsdienst Soziale Indikatoren 22, 1999, 12–15).

¹⁴ In der Summe orientieren sich Jugendliche aus Ostdeutschland noch stärker an Familie und Kindern als Jugendliche aus Westdeutschland. Vgl. Shell Deutschland Holding (Hg.), Jugend 2006. Eine pragmatische Generation unter Druck, 2006, 50.

¹⁵ Vgl. E. NOELLE-NEUMANN/R. KÖCHER, Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie, Bd. XI, 2002, 112.

¹⁶ AaO 111.

Allerdings folgt aus der Hochschätzung der (Herkunfts-)Familie nicht mehr selbstverständlich die Gründung einer eigenen Familie. Überhaupt ist Familie nicht statisch, sondern dynamisch zu sehen. Sie ist kein Gegenpol der Gesellschaft, in dem beispielsweise christlicher Glaube überdauern könnte, auch wenn sich die Gesellschaft tiefgreifend wandelt. Vielmehr agiert sie relativ autonom, d. h. sie wird von ihrer Umgebung geprägt, setzt aber nicht alles eins zu eins um, sondern verarbeitet die Impulse aus dem sie umgebenden Kontext familienspezifisch. Dies macht auch die Maßnahmen der Familienhilfe so schwierig. Sie sind von grundlegender Bedeutung, wirken aber nicht monolinear-kausal, sondern immer nur in Kombination mit anderen Faktoren (z. B. der allgemeinen Wirtschaftslage).

So wie sich die Gesellschaft insgesamt wandelt, wandelt sich auch die Familie¹⁷. Diese Perspektive hat grundlegende Auswirkungen auf die Deutung und Bewertung von Entwicklungstendenzen. So ist es mit Blick auf die veränderten Familienstrukturen schlicht falsch, von einem Verfall der Familie zu sprechen. Im längeren historischen Vergleich (der nicht die fünfziger und sechziger Jahre des 20. Jahrhunderts normativ setzt) zeigt sich vielmehr eine »Wiederkehr der Vielfalt« bzw. eine »Wiederkehr der Unbeständigkeit«¹⁸. Schon vor und zu Beginn der Industrialisierung gab es eine große Vielfalt von familialen Lebensformen. Das hing mit den in der Regel kürzeren Lebenszeiten der Eltern sowie den schlechteren ökonomischen Bedingungen zusammen. Heute sind es andere Faktoren, die Pluralität und Unbeständigkeit bedingen. Deshalb zeigt sich der Wandel in genau diesen Faktoren und nicht in den Tatbeständen größerer Vielfalt und Unbeständigkeit.

An einem zentralen Punkt jedoch überwiegt im familialen Bereich ein Kontinuum. Mit Familie verbindet sich der Gedanke der Beständigkeit. Das Ehe-system – oder allgemeiner formuliert: die Partnerbeziehung – kann sich auflösen, »das Eltern-Kind-System nicht [...]. Es kann lediglich seine Form verändern«¹⁹. Mit »Familie« wird eine besondere Form der Beziehung beschrieben, die sich im Lebensalltag manifestiert.

¹⁷ Vgl. die knappe Zusammenstellung der Entwicklungen im familialen Bereich bei M. DOMSGEN, »Familie ist, wo man nicht rausgeworfen wird«. Zur Bedeutung der Familie für die Theologie – Überlegungen aus religionspädagogischer Perspektive (ThLZ 131, 2006, 468–486) sowie bei R. PEUCKERT, Zur aktuellen Lage der Familie (in: J. ECARIUS [Hg.], Handbuch Familie, 2007, 36–56).

¹⁸ T. VON TROTHA, Zum Wandel der Familie (KZfSS 42, 1990, 452–473), 453. 455.

¹⁹ R. NAVE-HERZ, Wandel und Kontinuität in der Bedeutung, in der Struktur und Stabilität von Ehe und Familie in Deutschland (in: DIES., Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Eine zeitgeschichtliche Analyse [Der Mensch als soziales und personales Wesen, 19], 2002, 45–70), 63. Zur Kritik an dieser These vgl. LENZ (s. Anm. 5), 17.

Warum also die Familie stärker in das Blickfeld rücken? Zum einen weil die Menschen selbst der Familie einen so hohen Stellenwert einräumen. Es scheint, als würden die sich verschärfenden ökonomischen Zwänge diese Entwicklung noch verstärken. Zum anderen im Blick auf unsere Gesellschaft: Weil die Familie – sozialisationstheoretisch gesehen – eine grundlegende Instanz ist. Die in der Kindheit erfahrenen Prägungen bestimmen alle weiteren Sozialisations- und Bildungsprozesse. Die hier vermittelten Basiserlebnisse sowie die dazugehörigen Interpretationsmuster bleiben ein Leben lang relevant und können niemals völlig ausgeblendet oder negiert werden. Gesamtgesellschaftlich von hoher Bedeutung ist der Zusammenhang von Bildungskarriere und Herkunftsfamilie, wie ihn die PISA-Studie deutlich markiert hat. Auch die Herausbildung von Religiosität ist stark familial bestimmt. Der Religionsmonitor 2008 betont beispielsweise, dass nahezu »flächendeckend [...] hohe Religiosität mit einer intensiven religiösen Sozialisation im Kindesalter und in der Herkunftsfamilie [korrespondiert] – und auch wenn Personen erst im Erwachsenenalter zu einer intensiven religiösen Praxis finden, geht das stets mit Kindheitserfahrungen mit Religion einher«²⁰. Dieses Ergebnis wird vom Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD noch massiver formuliert:

»Wer in seinem Leben nicht frühzeitig als Kind oder spätestens als Jugendlicher mit Kirche, Religion und Glauben in Berührung kommt, hat mit hoher Wahrscheinlichkeit kaum eine Chance, in späteren Lebensjahren ein positives Verhältnis zu Kirche und Religion zu entwickeln. Dies gilt über die innere Einstellung hinaus für die Beteiligung am kirchlichen Leben überhaupt und insbesondere an den Gottesdiensten«²¹.

1.2. Theologische Annäherung:

Familienbeziehungen als Beschreibungsmuster für die Gottesbeziehung

Unter religionspädagogischer Perspektive ist die im vorherigen Abschnitt benannte Stärkung des Eltern-Kind-Verhältnisses sehr genau zur Kenntnis zu nehmen, bietet sich hier doch einer der wenigen direkten Anknüpfungspunkte an die biblisch-theologische Tradition²².

²⁰ A. NASSEHI, Erstaunliche religiöse Kompetenz. Qualitative Ergebnisse des Religionsmonitors (in: Bertelsmann Stiftung, Religionsmonitor 2008, 2008, 113–132), 127.

²¹ Sozialwissenschaftliches Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland, Konzentration auf die Zukunft! 10 Fakten zur Situation der Kirche, 2007 (im Internet einsehbar unter: www.zukunftskongress-ekd.de/si-download/SI0703_Konzentration_auf_die_Zukunft_02.pdf), These 1.

²² Vgl. ausführlicher M. DOMSGEN, Familie und Religion. Grundlagen einer religionspädagogischen Theorie der Familie (APrTh 26), 2006², 263–277.

Innerhalb der biblischen Tradition spielt die familiäre Einbettung des Einzelnen eine wichtige Rolle. Allerdings kennt die Bibel keinen unserem heutigen Verständnis von Familie entsprechenden Begriff. Der dort verwendete Terminus »Haus« ist viel weiter gefasst als unser heutiger Familienbegriff. Weder im Alten noch im Neuen Testament ist von Familie im Sinne nur einer bestimmten Familienform die Rede. Vielmehr dachte man von der Erfahrungs- und Lebenswirklichkeit der Menschen her²³. Schon deshalb sollte man sich davor hüten, eine bestimmte Konstellation im Sinne einer dem »Willen Gottes« gleichzusetzenden Form für theologisch geboten zu erklären. Vor allem im Neuen Testament zeigt sich ein Nebeneinander zweier deutlich voneinander zu unterscheidender Botschaften. Der Ruf, das Zusammenleben in der Hausgemeinschaft angesichts des nahenden Gottesreiches aufzugeben, stand neben der Aufforderung zur Stärkung des familialen Zusammenlebens. Nirgends jedoch wird eine Familienform theologisch aufgeladen. Anders steht es um die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern.

Familientheoretisch interessant ist, dass im Alten Testament die Beziehung Gottes zu seinem Volk vornehmlich in Metaphern formuliert wird, die aus dem familialen Bereich stammen. Menschliche Erfahrungen von Liebe und Treue dienen als Verstehenshorizont für die Gottesbeziehung – nicht umgekehrt. Auch Jesus wählte die Anrede »Vater« für Gott. Das familiäre Zusammenleben wird also von seiner Funktion aus in den Blick genommen. Die Beziehungen zwischen den Familienmitgliedern besitzen eine hohe theologische Relevanz. Sie dienen als Beschreibungsmuster für die Gottesbeziehung.

Der biblische Befund unterstreicht den Zusammenhang zwischen Familien- und Gottesbeziehung. Dabei sind die familialen Beziehungen an sich nicht heilsrelevant, aber sie dienen der Verdeutlichung des Heilsgeschehens, indem die Beziehung zwischen Gott und Mensch in den Kategorien von »Vater«, »Mutter« oder »Bruder« beschrieben und damit anschaulich wird. Die Beschreibung des »himmlischen Vaters« kann nicht losgelöst von den Erfahrungen mit den »irdischen Vätern und Müttern« gesehen werden.

Dieser Zusammenhang wird auch durch die religionspsychologische Forschung belegt: Die Prägung des familialen Zusammenlebens hat einen entscheidenden Einfluss auf das Verständnis Gottes und die Profilierung des eigenen Glaubens²⁴. Dabei geht es nicht nur um explizit religiöse Prägungen, sondern auch um die Entwicklung eines positiven Selbstwertgefühls. »Gottesvorstel-

²³ Vgl. L. G. PERDUE, *The Household, Old Testament Theology, and Contemporary Hermeneutics* (in: J. BLENKINSOPP u. a., *Families in Ancient Israel [The Family, Religion and Culture]*, Louisville/KY 1997, 223–257); H.-J. KLAUCK, *Die biblische Familie – eine Fehlzanzeige (Lebendige Katechese 21, 1999, 80–84)*, 81.

²⁴ Vgl. H. BEILE, *Kinder glauben anders. Religiosität in der Familie aus entwicklungspsychologischer Sicht* (in: A. BIESINGER/H. BENDEL [Hg.], *Gottesbeziehung in*

lungen sind nicht nur den Elternwahrnehmungen und Elternschemata ähnlich, sondern auch dem Selbstkonzept und anderen Persönlichkeitsmerkmalen.«²⁵ In diesem Sinn sind die zwischenmenschlichen Beziehungen in der Familie von hoher theologischer Relevanz. Sie sollten deshalb möglichst genau zur Kenntnis genommen werden. Dieser Befund lässt einen deutlichen Gestaltungsspielraum erkennen. Es ist nicht von vornherein eine bestimmte Familienstruktur anzustreben, sondern eine dem Wirken Gottes angemessene Gestaltung des familialen Miteinanders zu suchen. Diese kann sich durchaus unterschiedlich konkretisieren. Um dies zu markieren, spreche ich bei den praktisch-theologischen Implikationen nicht von *der* Familie, sondern von den *familialen Beziehungen*, die im Blick zu behalten sind. Wenn ich von der Familie als Lernort des Glaubens spreche, geschieht das unter dem Fokus familialer Beziehungen und nicht hinsichtlich der Familienform.

Theologisch weiterführend ist an dieser Stelle der Hinweis von Rainer Albertz auf einen religionsinternen Pluralismus im alten Israel. So hat es »nie allein ein auf die Großgruppe bezogenes Handeln gegeben, sei es nun am Volk oder an der Gemeinde, sondern daneben gab es immer ein Handeln Gottes, das sich auf den einzelnen Menschen in seinem familiären Lebensraum bezog«²⁶. Hier zeigen sich also zwei Linien, die zusammengehören, aber durchaus in Spannung zueinander stehen. Auf der einen Seite steht die Familienreligiosität mit einer Konzentration auf die familialen Bedürfnisse – Albertz spricht hier von einem »persönlichen Schutzgott (>mein Gott), zwischen ihm und dem Beter besteht ein weithin unbedingtes und weithin unverlierbares Vertrauensverhältnis wie zwischen einem kleinen Kind und seinen Eltern«²⁷. Auf der anderen Seite steht die übergreifende Perspektive der geschichtlichen Gotteserfahrung im Jahwe-Kult mit der Betonung der Ausschließlichkeit. Beides lässt sich nicht einfach in eine zeitliche Abfolge zueinander bringen, sondern bleibt – wenn auch an einigen Stellen theologisch korrigiert – nebeneinander bestehen.

Warum also die Familie stärker in das Blickfeld rücken? Weil die Beziehungen in der Familie in besonderem Maße dafür geeignet zu sein scheinen, das

der Familie. Familienkatechetische Orientierungen von der Kindertaufe bis ins Jugendalter, 2000, 44–72).

²⁵ B. GROM, Religionspsychologie, 2007³, 170. Grom führt weiter aus, dass »ein positives Selbstkonzept und Selbstwertgefühl den Aufbau und Erhalt der Vorstellung von einem liebenden Gott und ein negatives Selbstkonzept und Selbstwertgefühl das Bild von einem abweisend-straftenden Gott begünstigen« (ebd.).

²⁶ R. ALBERTZ, Persönliche Frömmigkeit und offizielle Religion. Religionsinterner Pluralismus in Israel und Babylon (CThM.BW 9), 1978, 206f.

²⁷ R. ALBERTZ, Religionsgeschichte Israels in alttestamentlicher Zeit, Teil 1: Von den Anfängen bis zum Ende der Königszeit (GAT 8/1), 1992, 153.

Verhältnis Gottes zu den Menschen plausibel zu machen. Gott will in Beziehung zu den Menschen sein. Das lässt sich auf der Grundlage familialer Beziehungen anscheinend besonders gut deutlich machen. Das familiale Zusammenleben bietet die grundlegende Anschauungsform für das Verhältnis Gottes zu den Menschen und bleibt deshalb unverzichtbar.

2. Welche Rolle spielt die Familie als Lernort des Glaubens?

Die Befunde unterschiedlicher empirischer Untersuchungen sprechen eine eindeutige Sprache. Der Familie kommt auch bei der religiösen Entwicklung eine grundlegende Bedeutung zu. So konstatiert beispielsweise Friedrich Schweitzer in der Auswertung des Tübinger Forschungsprojektes »Wirkungen religiöser Familienerziehung«, dass in dieser Studie »keine Beispiele zu finden« sind, »bei denen die religiöse Entwicklung ohne maßgeblichen Einfluss der Familie geblieben wäre«²⁸.

Interessant ist, dass fast alle Menschen, die im Rahmen der dritten EKD-Mitgliedschaftsumfrage interviewt wurden, auf die bewusst offen gehaltene Erzählaufforderung nach Kirche, Glaube, Christentum und Religion mit einer Erinnerung an diesbezügliche emotional bedeutsame Erfahrungen in ihren Herkunftsfamilien antworteten. Sie klopften gleichsam ihre Biographie ab und suchten nach Erlebnissen, die sie damit in Verbindung bringen können. Religion wird also nicht inhaltsbezogen und auch nicht abgehoben von Lebensvollzügen, sondern von der Lebensgeschichte her beschrieben. Fragen nach Kirche und Glauben, nach Christentum und Religion erlangen erst in der lebensgeschichtlichen Verankerung eine persönliche Bedeutung. Und dabei kommt der Familie eine wichtige Bedeutung zu.

Dieser Befund zwingt dazu, Chancen und Grenzen der Familie als Lernort des Glaubens genauer zu beschreiben und danach zu fragen, was von der Familie in dieser Hinsicht realistischerweise erwartet werden kann und wo die Grenzen der Leistungsfähigkeit liegen.

²⁸ F. SCHWEITZER, Wirkungszusammenhänge religiöser Familienerziehung. Ergebnisse der Tübinger Familienstudie und religionspädagogische Konsequenzen (in: A. BIESINGER u. a. [Hg.], Brauchen Kinder Religion? Neue Erkenntnisse – Praktische Perspektiven, 2005, 11–21), 18.

2.1. Notwendige Differenzierungen

Religion ist kein Sonderbereich des Lebens, der zu allem anderen ergänzend hinzukommt, sondern bezieht sich auf das Leben als Ganzes, auf seinen Grund und seine Grenzen. Religiöse Erziehung – und insbesondere diejenige im christlichen Glauben – beschränkt sich deshalb nicht nur auf die Weitergabe von Glaubensinhalten. Vielmehr wird eine vom christlichen Glauben geprägte Grundhaltung gelernt, die maßgeblich auf der menschlichen Grunderfahrung basiert, unbedingt erwünscht und angenommen zu sein²⁹.

Die Grenzen zwischen religiöser Erziehung und allgemeiner Persönlichkeitsentwicklung sind fließend. Dies gilt auch für eine christliche Erziehung. Dabei geht es nicht nur um die Vermittlung von religiösen Praktiken und Vorstellungen, sondern um die Entwicklung einer Persönlichkeit, die sich bejaht weiß und sich deshalb frei entfalten kann. Die Subjektwerdung bzw. Identitätsbildung geschieht nicht einseitig, sondern im wechselseitigen Prozess zwischen dem Kind und seinen Bezugspersonen.

Nimmt man diese Grundbestimmung ernst, wird deutlich, dass zwischen einer impliziten und einer expliziten Ebene zu unterscheiden ist. Vor allem in den ersten Lebensjahren – aber nicht nur! – geht es wesentlich darum, den Kindern Erfahrungen zu ermöglichen, »die auf den ersten Blick gar nicht nach religiösen Erfahrungen aussehen, die aber dennoch dafür sorgen, dass die Wörter und Bilder unserer Kinder reich an Vorstellungen, Erinnerungen und Hoffnungen werden, die sie für die Verkündigung unseres Glaubens erst ansprechbar machen«³⁰. Auf diese Weise kann ein Erfahrungsfundus gebildet werden, der dazu verhilft, explizit religiöse Aussagen zu deuten und emotional positiv nachzuempfinden.

Darüber hinaus sind Kinder jedoch darauf angewiesen, dass ihnen die religiöse Dimension explizit eröffnet wird. Sie benötigen Wörter, Sprache, Deutungsmuster und Praktiken, die Transzendenz benennbar und erfahrbar macht.

²⁹ Kinder spüren, ob ihre Eltern sich selbst als gewünscht oder geliebt erfahren. Sie merken den Unterschied, ob jemand sie lächelnd oder eher distanziert auf den Arm nimmt. Die Resonanzforschung weist auf wichtige Ergebnisse psychologischer Forschung hin, die allesamt zeigen, wie Kinder sich schon vor und erst recht nach der Geburt in Resonanz auf elterliches Verhalten entwickeln. Vgl. z.B. J. BAUER, Warum ich fühle, was du fühlst. Intuitive Kommunikation und das Geheimnis der Spiegelneurone, 2005⁴.

³⁰ L. KRAPPMANN, Symbole, Riten, Festlichkeit (in: Caritasverband der Diözese Münster [Hg.], Religiöse Erziehung und christliche Gemeinde. Dokumentation der religionspädagogischen Wochen im Bistum Münster, 1981, 16–33), 16f.

Dabei können Eltern unterschiedliche Absichten verfolgen³¹. Bei der einweisenden religiösen Erziehung fördern sie eine ganz bestimmte Grundorientierung. Sie wird meist von Eltern gewählt, die von der Richtigkeit ihrer Glaubensposition überzeugt sind und deshalb auch ihre Kinder in diesem Glauben erziehen wollen. Anders ist es bei der hinweisenden religiösen Erziehung. Hier wird zwar die Notwendigkeit einer Grundorientierung gesehen, aber unter Anbetracht der Relativität der eigenen Sicht ermöglicht man lediglich die Begegnung mit unterschiedlichen Sinn- und Wertannahmen, ohne die Wahrheitsfrage zu beantworten.

Religiosität entsteht nicht unvermittelt. Sie ist – pädagogisch gesprochen – auf Fremdsozialisation angewiesen. Gott gelangt für das Kind nur im Zusammenhang mit einer bestimmten kommunikativen Praxis zur Sprache. Wesentlich dafür sind die prägenden Personen. Es kommt auf die Beziehung an! Die Inhalte haben einen nachgeordneten Stellenwert. Sozialisationstheoretisch gesehen kann explizite religiöse Erziehung nur im Kontext gelungener impliziter religiöser Erziehung agieren. Sie basiert auf der impliziten religiösen Erziehung und ist in sie eingebettet. Beides ist also begrifflich zu unterscheiden, kann jedoch nicht voneinander getrennt werden.

2.2. Zur Leistungsfähigkeit heutiger Familien als Lernort des Glaubens

Die Differenzierung zwischen impliziter und expliziter Ebene religiöser Erziehung verhilft dazu, die Möglichkeiten und Grenzen familialer religiöser Erziehung heute zu benennen, ohne gleich in ein Lamento vom Ausfall religiöser Erziehung einstimmen zu müssen.

Hinsichtlich einer Abfalltheorie religiöser Sozialisation in der Familie wäre allerdings zu klären, inwieweit eine solche These überhaupt stichhaltig ist. Nimmt man die Untersuchungsergebnisse von Albrecht Ernst, ist eine Diskrepanz zwischen der »offiziell« propagierten Religiosität der Bezugsgruppe (in diesem Fall der christlichen Kirche) und derjenigen der Kleingruppe (also der Familie) kein Phänomen allein der heutigen Zeit. Möglich wäre, dass hier wiederum Entwicklungen der Nachkriegszeit normativ gesetzt werden und als Maßstab der weiteren Entwicklung dienen. Etwas anders stellt sich die Lage dar, wenn der Blick auf Ostdeutschland gerichtet wird, wo die Mehrheit der Familien einer Explizierung des Religiösen distanziert bis ablehnend gegenübersteht. Allerdings wäre hier zu untersuchen, was an die Stelle des »persönlichen Schutzgottes«³² getreten ist, und wie die Identität der Kleingruppe (Familie) beschrieben wird.

³¹ Zur Differenzierung vgl. G. R. SCHMIDT, Religionspädagogik, Ethos, Religiosität, Glauben in Sozialisation und Erziehung (UTB 1771), 1993, 131f.

³² ALBERTZ, Religionsgeschichte (s. Anm. 27), 153.

Implizite religiöse Erziehung im Sinne einer dem Kind zugewandten Erziehung findet in heutigen Familien wesentlich stärker als früher statt. Der größtenteils anzutreffende kindorientierte Erziehungsstil ist dafür durchaus förderlich. Noch nie waren deshalb für die Mehrheit die Voraussetzungen so günstig, dass sich das Kind als angenommen und erwünscht erleben kann. Noch nie in der Geschichte Deutschlands hat es so viele Eltern gegeben, die sich für ihre Kinder einsetzen und sich in hohem Maße mit Erziehung auseinandersetzen.

Allerdings sind damit auch Schwierigkeiten verbunden. Das ist vor allem dann der Fall, wenn Eltern ihr Kind überfordern, etwa indem sie zu viel von ihm verlangen, weil sie das Bestmögliche auf den Weg bringen wollen, oder aber indem sie nur noch die Stärkung der Persönlichkeit des Kindes im Blick haben und ihr Kind in höchstem Maße verwöhnen, ohne auch seine Sozialfähigkeit zu entwickeln.

Darüber hinaus ist damit zu rechnen, dass zirka ein Drittel der Familien dem kindorientierten Erziehungsziel nicht folgt. Zu dieser Gruppe gehören mehr geschiedene und alleinerziehende Elternteile sowie Mehrelternfamilien, also Mütter und Väter mit neuen Partnern und gegebenenfalls deren Kinder. Außerdem zeichnet sie sich durch einen geringeren Sozialstatus aus³³.

Ein weiteres Drittel der Eltern dürfte mit Erziehungsproblemen im Großen und Ganzen recht gut zurechtkommen, hat aber bei einzelnen sich zuspitzenden Konflikten Bedarf an Unterstützung³⁴.

Zudem gibt es strukturelle Hindernisse, die als permanente Bedrohung die Herausbildung von grundlegendem Vertrauen in das Leben einschränken. Neben Gefährdungen der Kinder im Alltag, etwa durch den Straßenverkehr, treten in vielen Familien Sorgen vor sozialem und ökonomischem Abstieg auf.

Die größeren Schwierigkeiten ergeben sich jedoch bei der expliziten religiösen Erziehung. Sie findet in Westdeutschland bei der Mehrheit der Familien noch als hinweisende Erziehung statt, indem vor allem der schulische Religionsunterricht und der gemeindliche Konfirmandenunterricht in Anspruch genommen werden und fällt bei dem Großteil der ostdeutschen Familien praktisch ganz aus. Gleichzeitig mangelt es an religiöser Ausdrucksfähigkeit auch in denjenigen Familien, die noch ein Verhältnis zu Religion haben³⁵.

³³ Vgl. Y. SCHÜTZE, Zur Veränderung im Eltern-Kind-Verhältnis seit der Nachkriegszeit (in: NAVE-HERZ, Kontinuität und Wandel der Familie [s. Anm. 19], 71–97), 88.

³⁴ Vgl. K. HURRELMANN, Warum wir Elternschulen und Familienzentren brauchen (in: A. BIESINGER/F. SCHWEITZER [Hg.], Bündnis für Erziehung. Unsere Verantwortung für gemeinsame Werte, 2006, 103–110), 104.

³⁵ Zur genaueren Analyse nach unterschiedlichen Dimensionen von Religiosität vgl. DOMSGEN, Familie (s. Anm. 22).

2.3. *Berührungspunkte zwischen Kirche und Familie*

Wo berühren sich Kirche und Familie? Eine entsprechende Analyse³⁶ zeigt, dass Familie und Kirche vor allem dort zusammen kommen, wo mindestens ein Elternteil einer christlichen Kirche angehört und den Kontakt zur Kirche zu halten versucht. Da, wo diese institutionelle Verbindung durch die Kirchenmitgliedschaft unterbrochen wurde oder nie bestand, ist ein Brückenschlag zwischen den beiden Systemen Familie und Kirche schwieriger. Je größer die Distanz zur Kirche ist, desto unwahrscheinlicher werden christliche Positionen. Das zeigen die Unterschiede zwischen den schon immer Konfessionslosen und den aus der Kirche Ausgetretenen deutlich³⁷. Bei den schon immer Konfessionslosen spielt eine kirchlich bzw. christlich geprägte Praxis kaum noch eine Rolle. Vor allem in Ostdeutschland hat sich eine Feierkultur herausgebildet, die gänzlich ohne einen Transzendenzbezug auskommt und von der breiten Masse der Bevölkerung praktiziert und akzeptiert wird (das zeigen die Teilnahmezahlen zur Jugendweihe)³⁸.

Grundsätzlich gilt, dass der Einfluss der Kirchen auf die Religiosität in der Familie in den letzten Jahrzehnten deutlich zurückgegangen ist. Er ist zwar – regional unterschiedlich – immer noch von Bedeutung, doch sind es nicht mehr die Kirchen, die hier die Maßstäbe setzen, sondern die Familien, die in Eigenregie die kirchlichen Angebote nutzen, ihren Bedürfnissen, Interessen und ihrer Autonomie entsprechend.

Religiosität in der Familie und kirchliche Religiosität hängen durchaus miteinander zusammen, sind aber nicht deckungsgleich. Vielmehr ist es so, dass kirchliche Impulse familienspezifisch aufgenommen und bearbeitet werden.

Wie Ulrich Schwab zeigt, hat Familienreligiosität einen deutlich pragmatischen Charakter. Sie profiliert sich auf der Grundlage der vorhandenen Familientraditionen und vor den Anforderungen des Alltags³⁹. Das alles geschieht weitgehend unreflektiert. Maßstab kirchlicher Partizipation ist die alltagspraktische und lebensgeschichtliche Relevanz religiöser Angebote. Religiöse Inhalte werden übernommen, soweit sie geeignet erscheinen, die individuelle Lebensausrichtung zu unterstützen.

³⁶ Vgl. aaO 112–192.

³⁷ Vgl. W. PITTKOWSKI, Konfessionslose in Deutschland (in: W. HUBER/J. FRIEDRICH/P. STEINACKER [Hg.], *Kirche in der Vielfalt der Lebensbezüge. Die vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft*, 2006, 89–110).

³⁸ Vgl. M. DOMSGEN (Hg.), *Konfessionslos – eine religionspädagogische Herausforderung. Studien am Beispiel Ostdeutschlands*, 2005.

³⁹ Vgl. U. SCHWAB, *Familienreligiosität. Religiöse Traditionen im Prozeß der Generationen* (PThE 23), 1995.

Unter der Familienperspektive ist die Stützung familialer Gemeinschaft von besonderer Bedeutung. Dabei geht es in erster Linie um die Begleitung von lebensgeschichtlich verunsichernden Situationen (an den großen Lebensübergängen wie Geburt und Tod, aber auch an den kleinen wie der Einschulung oder der Konfirmation) und die Stärkung der familialen Interaktion (z.B. beim weihnachtlichen Kirchgang). Die rituelle Dimension spielt hier eine bedeutende Rolle. Dabei finden die öffentlichen Riten, also die gottesdienstlichen Handlungen, eine große Akzeptanz. Aber auch das Gebet als Form privater religiöser Praxis ist nicht unwichtig, doch vermeidet hier das Gros der Kirchenmitglieder die äußere Erkennbarkeit. Leider wissen wir nicht, ob das abendliche Gebet im Rahmen des Zu-Bett-Geh-Rituals davon auch in diesem starken Maße betroffen ist. Denn gerade diese Form des abendlichen Betens in der Interaktion zwischen Eltern und Kind ist lebensgeschichtlich sehr wichtig.

Religionspädagogisch ist das Zurücktreten erkennbarer Formen religiöser Praxis in der Familie von weitreichender Bedeutung, weil dadurch das religiöse Lernen am Modell im familialen Alltag immer schwieriger wird.

Insgesamt ist eine Tendenz zur Privatisierung zu erkennen. Religion ist »Privatsache«. Der Einzelne formt sich seinen Glauben aufgrund seiner persönlichen Bedürfnisse und lebensgeschichtlichen Vorgaben, die zum großen Teil familial bestimmt sind. Dies alles geschieht weniger auf der intellektuellen Ebene, also in bewusster reflexiver Auseinandersetzung, sondern unbewusst emotional. Festgemacht wird das oft an Vorbildern aus dem Familienkreis (Mutter, Vater, Großeltern).

Dem Gros der Familien mit einem oder beiden christlichen Elternteilen geht es im Zusammenhang mit kirchlicher Religiosität um einen »Lebensrahmen für Weltorientierung, Handlungsleitung und Schicksalsbewältigung«⁴⁰, der kirchenjahreszyklisch und lebenszyklisch ausgerichtet ist. Dabei hat sich die Rahmenfunktion der Kirche sowohl für die Gesellschaft als Ganzes wie für den Einzelnen stark abgeschwächt.

Unter Familienperspektive lassen sich zwei Hauptperioden aufzeigen, in denen der Mensch in entscheidender Weise in seinem Verhältnis zur Religiosität der christlichen Gemeinde geprägt wird: als Kind in der Herkunftsfamilie und als Elternteil in der eigenen Familie. Beide Phasen sind durch eine besondere Offenheit und die Bereitschaft zur Veränderung geprägt. In Westdeutschland ist für beide Phasen in der überwiegenden Zahl der Familien mit Kontakten zur Kirche vor allem über die Kasualien zu rechnen. In Ostdeutschland dagegen sind die Berührungsflächen zwischen Kirche und Familie wesentlich klei-

⁴⁰ Kirchenamt der EKD (Hg.), Kirche, Horizont und Lebensrahmen. Weltsichten, Kirchenbindung, Lebensstile. Vierte EKD-Erhebung über Kirchenmitgliedschaft, 2003, 7.

ner, weil Kirchlichkeit nur noch für eine Minderheit selbstverständlich ist und auch kein gesellschaftlicher Anreiz (im Sinne einer Mehrheitsorientierung) besteht, die eigene Biographie und das kirchliche Ritenangebot miteinander zu verbinden. Berührungspunkte zwischen Familie und Gemeinde gibt es dann nur noch – wenn überhaupt – sehr selten. Zu nennen sind hier kirchliche Kindergärten, Einschulungsgottesdienste sowie sozialraumorientierte Angebote wie eine offene Kinder- und Jugendarbeit.

Welche Rolle spielt die Familie als Lernort des Glaubens? Zusammenfassend lässt sich festhalten: Wer die Familie als Lernort des Glaubens betrachtet, hat beide Dimensionen, sowohl die implizite wie die explizite Ebene zu bedenken. Dabei ist eine Stärkung der allgemeinen Erziehungskompetenz genauso in den Blick zu nehmen wie die Fähigkeit zur Explizierung des Glaubens. Zudem kann es einem nicht gleichgültig sein, in welchem Kontext Familien agieren. Hinsichtlich kirchlicher Religiosität sind die Berührungspunkte primär rituell bestimmt und jahreszyklisch und lebensgeschichtlich orientiert (Weihnachten, Taufe, Konfirmation). Eine besondere Offenheit für religiöse Fragestellungen zeigt sich im Kindesalter sowie in der Erfahrung des Elternseins, also bei Eltern mit kleinen Kindern. Darüber hinaus spielen kirchliche Angebote zur Kinderbetreuung eine Rolle.

Familie ist – wie Norbert Mette zutreffend sagt – ein »religionsgenerative[r] Ort«⁴¹. Dies macht sie gemeindepädagogisch äußerst bedeutsam. Ihre Prägestkraft auch in Sachen Religion ist sehr hoch. Allerdings kann Familie gemeindepädagogisch nicht vereinnahmt werden, da sie relativ autonom agiert und Religiosität in unterschiedlichen Facetten generiert. Neben der Differenzierung zwischen institutionalisierter Religiosität und Familienreligiosität ist daran zu erinnern, dass die von mir als implizite Ebene bezeichnete Form des Lernens von Erfahrungen der Selbsttranszendenz nicht nur die Grundlage für explizites religiöses Lernen bietet, sondern selbst zur Religion werden kann. Die Hochschätzung der Familie (»Familie ist das wichtigste im Leben!«) hat also gemeindepädagogisch betrachtet auch ihre Schattenseiten. Das gilt vor allem dann, wenn sie selbst zum höchsten Gut wird. Dies scheint bei einem Großteil der Bevölkerung der Fall zu sein. Religion spielt für die Bewältigung des Alltags keine oder eine kaum noch erkennbare Rolle. Sehr oft ist hier »die Familie selbst ein autonomer, sinnproduzierender Lebenszusammenhang geworden, der keine anderen Sinnspender benötigt«⁴².

⁴¹ N. METTE, Religiöse Erziehung in der Familie (in: G. ADAM/R. LACHMANN [Hg.], Neues Gemeindepädagogisches Kompendium, 2008, 151–170), 155.

⁴² M. N. EBERTZ, Heilige Familie? Die Herausbildung einer anderen Familienreligiosität (in: Deutsches Jugendinstitut [Hg.], Wie geht's der Familie? Ein Handbuch zur Situation der Familien heute, 1988, 403–413), 406.

An dieser Entwicklung sind auch die christlichen Kirchen beteiligt. Durch die Betonung von Arbeit und Familie auf protestantischer Seite und des Leitbildes der »Heiligen Familie« als vollkommenes Vorbild der häuslichen Gemeinschaft auf katholischer Seite wurde die Familie in ihrer Bedeutung religiös überhöht.

3. Welche Impulse können sich aus der Familienperspektive für Theorie und Praxis der Gemeindepädagogik ergeben?

Familienorientierung heißt nicht Vergötterung der Familie, sondern ein Ernstnehmen der Bedeutung familialer Beziehungen für den Einzelnen. Familie ist eine überaus stark prägende Sozialisationsinstanz. Sie bildet einen unwillkürlichen Deutungsrahmen, und das nicht nur in der Kindheits- und Elternphase, sondern ein ganzes Leben lang.

Welches Potenzial in der Familienperspektive für die Gemeindepädagogik stecken kann, soll abschließend in sechs Punkten kurz entfaltet werden.

3.1. Impulse für gemeindepädagogische Theoriebildung

3.1.1. Die Familienperspektive als Hinweis auf die Bedeutung der Beziehungsebene

Die Familie ist ein Lernort, in dem die Beziehungen untereinander eine entscheidende Rolle spielen. Die besondere Prägekraft der Familie ergibt sich zum großen Teil daraus, dass hier vorrangig über Beziehungen gelernt wird. Die eingangs vorgestellte Differenzierung zwischen impliziter und expliziter Ebene nimmt dies auf und hilft, die Familie auch als religiösen Lernort genauer zu verstehen. Dabei gilt, dass die Explizierung von Religion nicht losgelöst von der impliziten Ebene geschehen kann.

Der Blick auf die Familie erinnert daran, dass Lernen immer mit Beziehungen zu tun hat. Davon ist auch die Gemeinde nicht ausgenommen. Kersten Reich erinnert zu Recht an die Bedeutung der Beziehungsebene, indem er betont: »Wenn ich einen beliebigen Inhalt vertrete, dann wirkt meine Beziehung denjenigen gegenüber, die ich erreichen will, immer schon *vor* dem Inhalt.«⁴³ Gemeindepädagogische Arbeit ist immer auch auf der Beziehungsebene zu reflektieren und hat sich dem Thema der menschlichen Kommunikation umfassend zu stellen. Deshalb sollten die entsprechenden Bezugspersonen an den einzelnen Lernorten des Glaubens auch besonders bedacht werden.

⁴³ K. REICH, Systemisch-Konstruktivistische Pädagogik. Einführung in Grundlagen einer interaktionistisch-konstruktivistischen Pädagogik, 2005⁵, 61.

Damit verbunden ist auch ein kritischer Blick auf die Grundlegung gängiger gemeindepädagogischer Entwürfe⁴⁴. Aus pädagogischen und theologischen Gründen orientieren sie sich – in der Nachfolge Karl Ernst Nipkows⁴⁵ – am Bildungsbegriff. Die große Stärke besteht in der »Einbeziehung empirischer Befunde« sowie im »kritischen Potenzial«, das er enthält und »das am deutlichsten in der Mittelpunktstellung des Subjekts hervortritt«⁴⁶. Obwohl diese Perspektive keineswegs mit einer individualistischen Verengung einhergehen muss – so definiert Peter Biehl Bildung prägnant als »Subjektwerdung des Menschen«, die sich »in Individualität, Sozialität und Mitkreatürlichkeit«⁴⁷ vollziehe –, führte sie doch de facto zu einer Vernachlässigung der Beziehungen im familialen Nahbereich. Zu wenig war die Prägekraft dieser Beziehungen im Blick. Einher ging das mit einer starken Betonung der Individualisierungsthese. Diese ist zwar grundsätzlich nicht in Frage zu stellen, bedarf jedoch einer neuen Einordnung, um nicht missverstanden zu werden. Wer um die Prägekraft familialer Beziehungen weiß, wird hier vorsichtiger urteilen. Individualisierungstheoretiker neigen dazu, »die normative Kraft sozialer Strukturen zu unterschätzen«⁴⁸. Auf alle Fälle ist »sozialstrukturell und sozio-regional«⁴⁹ zu differenzieren.

Diese Differenzierung ist in die bildungstheoretische Grundlegung einer Gemeindepädagogik einzutragen. Sie kann dazu verhelfen, die Mittelpunktstellung des Subjekts nicht mit einer Überforderung des Einzelnen einhergehen zu lassen.

⁴⁴ Z. B. ADAM/LACHMANN, *Kompendium* (s. Anm. 2); DIES., *Neues Kompendium* (s. Anm. 41); CH. GRETHLEIN, *Gemeindepädagogik*, 1994; K. WEGENAST/G. LÄMMERMANN, *Gemeindepädagogik. Kirchliche Bildungsarbeit als Herausforderung* (PThE 18), 1994.

⁴⁵ Vgl. K. E. NIPKOW, *Bildung als Lebensbegleitung und Erneuerung. Kirchliche Bildungsverantwortung in Gemeinde, Schule und Gesellschaft*, 1992².

⁴⁶ GRETHLEIN (s. Anm. 44), 34.

⁴⁷ P. BIEHL, *Theologische Aspekte des Bildungsverständnisses* (EvErz 43, 1991, 575–591), 579.

⁴⁸ G. BURKART, *Die Entscheidung zur Elternschaft. Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien* (Soziologische Gegenwartsfragen, N.F. 56), 1994, 184.

⁴⁹ AaO 185. Burkart betont auf der Grundlage seiner Analyse der Verhältnisse in den USA und dem Vergleich mit Deutschland, dass das Verwandtschaftssystem ein wichtiger Faktor ist, Individualisierungsprozesse zu bremsen. »Je intakter und intensiver das Verwandtschaftsverhältnis, um so geringer der Individualisierungsgrad« (ebd.).

*3.1.2. Die Familienperspektive als Impuls zur Vertiefung
der religionsdidaktischen Schlüsselfrage nach der Relevanz
der christlichen Überlieferung*

»Die genaue Analyse der Wirklichkeit, in der Menschen gebildet werden und sich bilden«⁵⁰, ist ein grundlegendes gemeindepädagogisches Anliegen, das sich aus der Bezugnahme auf den Bildungsbegriff ergibt. Dabei kann die Familienperspektive im Sinne des bereits Benannten Wichtiges beitragen.

Familien besitzen einen »deutlichen Eigensinn«⁵¹. So formuliert es Friedrich Schweitzer treffend. Sie rezipieren gemeindepädagogische Angebote nur dann, wenn sie in ihre eigene Logik hineinpassen, wenn die entsprechenden Angebote für sie plausibel sind.

»Und dies wird vor allem dann der Fall sein, wenn Familien darin ein Unterstützungsangebot für sich selbst erkennen können. Familien sehen sich heute mit einer Fülle von Aufgaben konfrontiert, die sie häufig als Überlastung erfahren. Was in dieser Situation nicht als Unterstützung oder Entlastung wahrgenommen werden kann, wird deshalb leicht beiseite geschoben.«⁵²

Hilfreich kann hier die Unterscheidung zwischen einer einseitigen und zweiseitigen Logik sein, die Michael N. Ebertz mit Blick auf die Gottesdienste beschrieben hat. Ebertz spricht hier von einem Doppelbezug: Von dogmatischem Kirchenbezug und Bezug auf die Lebenswirklichkeit. Beides sollte miteinander verschränkt werden und darf nicht einseitig aufgelöst werden.

Die Frage ist dann, »ob die kirchlichen Deutungsschemata und symbolischen Handlungen [den Menschen] helfen, zu verstehen und selbst verstanden zu werden, ob sie ihnen helfen, ihre Interaktionen fortzuführen und ihre jeweilige Lebenssituation zu bestehen, symbolisch zu markieren und fest zu begehen und zwar unabhängig von sonstigen kirchlichen Bedingungen, die über das Getauftsein und die Zahlung von Kirchensteuern hinausgehen«⁵³, ja diese noch nicht einmal voraussetzen.

Für die Bestimmung dessen, was die Lebenswirklichkeit prägt, scheinen die familialen Beziehungen eine besondere Rolle zu spielen. Dabei jedoch steht die Frage nach der lebenspraktischen Relevanz gemeindepädagogischer Angebote in besonderer Weise im Raum. Uta Pohl-Patalong spricht mit Blick auf die Konfirmandenarbeit von dem Ziel, die »Relevanz des Evangeliums und der kirchlichen Ausdrucksformen erfahrbar werden zu lassen und zu zeigen, welchen möglichen

⁵⁰ GRETHLEIN (s. Anm. 44), 35.

⁵¹ SCHWEITZER, Wirkungszusammenhänge (s. Anm. 28), 19.

⁵² AaO 19f.

⁵³ M. N. EBERTZ, Einseitige und zweiseitige liturgische Handlungen (in: B. KRANEMANN/E. NAGEL/E. NÜBOLD [Hg.], Heute Gott feiern. Liturgiefähigkeit des Menschen und Menschenfähigkeit der Liturgie, 1999, 14–38), 27.

Lebensgewinn diese bedeuten können«⁵⁴. Beim Lernort Familie lässt sich zeigen, dass sich die Relevanzfrage in besonderer Weise mit zwischenmenschlichen Beziehungen verbindet.

3.1.3. Die Familienperspektive als biographiebegleitende Perspektive

Die Gemeindepädagogik hat die Familie bisher schwerpunktmäßig nur in einer bestimmten Familienphase in den Blick genommen. Dies ist die Phase der jungen Familien mit kleinen Kindern. Zu wenig wurde dabei berücksichtigt, dass die familialen Beziehungen den Lebenslauf insgesamt bestimmen. Dabei zeigen sich auch wichtige Veränderungen. So geschieht bei den meisten Jugendlichen die Ablösung vom Elternhaus »nicht im Konflikt, sondern in Absprache mit dem Elternhaus«⁵⁵. Insgesamt zeigt sich bei den Jugendlichen eine hohe Übereinstimmung mit den Einstellungen der Eltern. So sagen mehr als zwei Drittel in der Shell-Studie von 2006, dass sie ihre Kinder so erziehen wollten, wie sie selber erzogen wurden⁵⁶. Hier setzt sich eine Entwicklung fort, die bereits seit Mitte der 1980er Jahre zu beobachten ist. Der sogenannte Generationenkonflikt ist nicht mehr zu erkennen. Auch das Verhältnis zwischen Eltern und ihren erwachsenen Kindern ist von einer großen emotionalen und oftmals auch räumlichen Nähe bestimmt. Die Eltern-Kind-Beziehung hat im Lebensverlauf eine neue Bedeutung bekommen. Einerseits hat die gemeinsame Lebenszeit zwischen den Generationen im Vergleich zu früher deutlich zugenommen. Andererseits haben im Blick auf die Häufigkeit die Beziehungen zu Kindern eine größere Bedeutung als die Beziehungen zu Partnern⁵⁷. Die Prägung der Biographie durch »lebenslange Beziehungen mit Eltern und Großeltern bei gleichzeitiger Selbständigkeit von frühster Jugend an«⁵⁸ ist bisher gemeindepädagogisch nicht ausreichend aufgenommen worden. Zwar ist in jüngster Zeit ein verstärktes Interesse an der Herkunftsfamilie als Familie mit kleinen Kindern zu beobachten, die weiteren biographischen Prägungen durch familiäre Beziehungen sind jedoch noch zu wenig bearbeitet. Zu denken ist hier an die Bedeu-

⁵⁴ U. POHL-PATALONG, »Möglichen Lebensgewinn zeigen«. Überlegungen zur Didaktik des Konfirmationsunterrichts (*Zeitschrift für Pädagogik und Theologie* 58, 2006, 327–340), 335.

⁵⁵ Shell Deutschland Holding (s. Anm. 14), 58.

⁵⁶ Vgl. ebd.

⁵⁷ Vgl. H. BERTRAM, Familienwandel und Generationenbeziehungen (in: H. P. BUBA/N. F. SCHNEIDER [Hg.], *Familie. Zwischen gesellschaftlicher Prägung und individuellem Design*, 1996, 61–79), 77.

⁵⁸ Ebd.

tung der Großeltern für die Entwicklung von Enkeln⁵⁹, aber auch an das Problem der Betreuung und Pflege alt gewordener Eltern.

An dieser Stelle sehe ich die Möglichkeit und Notwendigkeit für die Neuschreibung eines gemeindepädagogischen Gesamtentwurfs, der sich deutlich von den bisherigen aus den 1990er Jahren abhebt. Ausgangsbasis dafür jedoch ist die Weitung der Familienperspektive, weg von der Familie mit kleinen Kindern hin zu den familialen Beziehungen. Dadurch könnte auch aufgenommen werden, dass sich für einen nicht geringen Teil von Menschen in Deutschland Familie auf ihre Herkunftsfamilie beschränkt und somit die Erfahrung des Elternseins nicht gemacht wird⁶⁰. Wichtig ist dabei auch, dass die Familie nicht immer als Ganzes im Blick ist, sondern auch in der Perspektive der Einzelnen, also in der Rollenbeschreibung innerhalb der familialen Beziehungen (z. B. als Mutter, Vater, Großvater oder Großmutter).

3.2. Impulse für die gemeindepädagogische Praxis

3.2.1. Die Familienperspektive als Prüfstein einer milieuspezifischen Verengung gemeindepädagogischer Angebote

Ein Blick auf die Rezipienten gemeindepädagogischer Angebote legt die Vermutung nahe, dass gemeindepädagogische Angebote nur noch mit ausgewählten Lebensstilen harmonisieren und nur noch bestimmte Milieus erreichen. Die Familienperspektive kann hilfreich sein, solche milieuspezifischen Engführungen zu erkennen und zu benennen. An einem in puncto Familienperspektive unverdächtigen Handlungsfeld wie der Konfirmandenarbeit lässt sich das gut verdeutlichen. So erhebt die Tübinger Konfirmandenstudie für Ostdeutschland, dass lediglich 13 % der Konfirmandinnen und Konfirmanden Einzelkinder sind⁶¹. Die restlichen haben ein oder mehrere Geschwister. Bedenkt man, dass knapp die Hälfte aller Kinder in Ostdeutschland als Einzelkinder auf-

⁵⁹ Zur Bedeutung der Generationen vgl. M. DOMSGEN, Generation: Familie und Lebenserwartungen (in: T. KLIE u. a. [Hg.], Praktische Theologie des Alterns [Praktische Theologie im Wissenschaftsdiskurs, 4], 2009, 259–283).

⁶⁰ »Damit bleibt ihnen eine für die meisten Menschen bis vor vierzig Jahren selbstverständliche Zukunftsdimension menschlichen Lebens verschlossen. Segenstheologisch formuliert: Der ihnen in Taufe und Konfirmation zugesprochene Segen Gottes wird von ihnen nicht kreatürlich weitergegeben« (CH. GRETHLEIN, Grundinformation Kasualien. Kommunikation des Evangeliums an Übergängen des Lebens [UTB 2919], 2007, 84).

⁶¹ Vgl. M. DOMSGEN/C. HAESKE, Zukunfts- oder Auslaufmodell? Konfirmandenarbeit im Osten Deutschlands – Realität und Perspektiven (DtPfrBl 109, 2009, 302–306), 302f.

wächst, so fällt der deutliche Unterschied auf. Die Konfirmandenarbeit erreicht also nur einen kleinen Teil der Einzelkinder, ist dafür aber wesentlich stärker im Feld der Zwei- bzw. Mehrkindfamilien vertreten. Gestützt wird dieser Befund durch einen Blick auf die Familienformen. So gaben 82 % der ostdeutschen Konfirmandeneltern an, verheiratet zu sein. Dies liegt weit über dem Durchschnitt. In Ostdeutschland wachsen lediglich rund drei von fünf (61 %) der minderjährigen Kinder bei Ehepaaren auf (23 % bei ihrer alleinerziehenden Mutter oder ihrem alleinerziehenden Vater, ca. 16 % bei einer Lebensgemeinschaft)⁶². Das lässt darauf schließen, dass das gemeindepädagogische Angebot mehr die als traditionell geltenden Familien erreicht⁶³. Ähnliches lässt sich auch für das Feld der Kasualien vermuten. Diese kirchlichen Angebote stoßen – jenseits aller inhaltlichen Zuschreibungen – schon deshalb an ihre Grenzen, weil die klassischen Anschlussstellen in immer größer werdenden Teilen der Bevölkerung nicht mehr gegeben sind. Hinter den traditionellen Kasualien steht das Modell der permanenten Familienbeziehungen. Brüche und Scheidungen werden nicht religiös begleitet. Das jedoch schließt per se einen großen Teil der Familien – unabhängig von ihrer Einstellung zur Religion – von einer kirchlich-christlichen Begleitung ihres Lebensweges aus. Gleichzeitig herrscht vielerorts noch das Bild der »heilen« Familie vor, weshalb die steigende Zahl der Alleinerziehenden bzw. der nicht ehelichen Lebensgemeinschaften eine neue Herausforderung darstellt. Sie markiert in aller Deutlichkeit, dass die althergebrachten Überschneidungen zwischen Familie und Religion nicht mehr selbstverständlich gegeben sind.

3.2.2. Die Familienperspektive als Hilfe einer realistischen Selbsteinschätzung im Hinblick auf die Prägekräft gemeindepädagogischer Angebote

Die Familie hat als Sozialisationsinstanz eine große Prägekräft. Dies hängt mit der Spezifik ihrer kommunikativen Vollzüge zusammen. In der Familie ist »alles, was eine Person betrifft, [...] für Kommunikation zugänglich«⁶⁴. Hier bieten sich Möglichkeiten der Kommunikation, die sich sonst nirgendwo bieten. Die gesamte Person kann Thema sein und nicht nur einzelne Aspekte von ihr.

⁶² Vgl. Mikrozensus, Auszug aus dem Datenreport 2008, Kap. 2: Familie, Lebensformen und Kinder, 2008, 36.

⁶³ Dies korrespondiert mit dem empirisch zu erhebenden Befund, dass »Religion und Kirche, eine starke Verbundenheit der Partner und eine hohe Beziehungszufriedenheit bereits zu Beginn der Ehe [...] im Leben der kinderreichen Familien einen deutlich höheren Stellenwert« besitzen. Vgl. R. PEUCKERT, Familienformen im sozialen Wandel, 2008⁷, 104f.

⁶⁴ N. LUHMANN, Sozialesystem Familie (in: DERS., Soziologische Aufklärung 5: Konstruktivistische Perspektiven, 1993, 189–209), 201.

Es sind vor allem zwei Aspekte – die Verlässlichkeit in Zeiten lebensgeschichtlicher Brüche sowie die Möglichkeit einer »enthemmtten Kommunikation«⁶⁵ –, die die Familie in besonderer Weise auszeichnen und dazu beitragen, dass sie einerseits eine außerordentliche Wertschätzung genießt und andererseits stark prägend wirkt. Beides sollte auch im gemeindepädagogischen Handeln im Blick sein. Kompensatorische Modelle stoßen schon deshalb oft an ihre Grenzen, weil sie in der Regel nicht die Intensität erreichen können wie in der familialen Kommunikation. So weist Friedrich Schweitzer in der Auswertung des Tübinger Forschungsprojektes zu den Wirkungen religiöser Familienerziehung darauf hin, dass viele Jugendliche konstatierten, kaum eine für sie einladende Kirche erlebt zu haben, und betont deshalb: »Kompensationsmöglichkeiten gibt es offenbar nur in begrenztem Maße.«⁶⁶

Vor Augen führen kann man sich die Problemlage auch beim Verhältnis von Schule und Familie. »Schulische Anforderungen beeinflussen das Familienleben ebenso, wie das Familienleben in die Schule hin wirkt.«⁶⁷ Die PISA-Studie belegt das deutlich. Gleichzeitig wird dabei offenbar, wie schwierig es ist, die in der Familie erfahrenen Prägungen zu kompensieren bzw. durch weiterführende Impulse zu ergänzen. Die Gemeinde als Lernort ist von dieser Problemlage nicht ausgenommen. Deshalb sollte bei der Profilierung der gemeindepädagogischen Handlungsfelder vor Augen stehen, wie begrenzt sie in ihrer Reichweite sind. Zum anderen ist danach zu suchen, wie durch die Berücksichtigung des familialen Kontextes die Prägekraft gemeindlicher Angebote erhöht werden kann.

3.2.3. Die Familienperspektive als Anstoß zur Vernetzung

Die Familie hat eine große Bedeutung für die religiöse Entwicklung des Einzelnen. Allerdings ist sie nie allein wirksam. Es bedarf weiterer Impulse. Die Beziehungsorientierung in der Familie ist eine große Chance, aber auch eine große Begrenzung. Deshalb wäre es eine Überforderung, bei der Glaubensstradierung allein auf die Familie setzen zu wollen. Die Familie ist auch im religiösen Bereich weder »allmächtig noch »alleinerziehend«⁶⁸. Sie bildet zwar den Ort der Ersterziehung, der primären Sozialisation, doch ist sie in starkem Maße abhängig von den Einflüssen außerfamilialer Instanzen. Die Primärerziehung

⁶⁵ AaO 204.

⁶⁶ SCHWEITZER, Wirkungszusammenhänge (s. Anm. 28), 18.

⁶⁷ Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen, *Familiale Erziehungskompetenzen. Beziehungsklima und Erziehungsleistungen in der Familie als Problem und Aufgabe, Gutachten für das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend*, 2005, 90.

⁶⁸ B. GROM, *Religiöse Sozialisation in der Familie* (StZ 214, 1996, 601–610), 604.

bedarf der Stützung durch sekundäre Sozialisationsinstanzen ebenso wie die sekundären Sozialisationsfelder nicht ohne die Familie agieren können. Dabei ist zu beachten, dass »deren Wirksamkeit und Erfolg [...] aber in entscheidender Hinsicht davon ab[hängt], ob ihr Einfluss von der Familie bejaht und unterstützt wird oder nicht«⁶⁹. Im schulischen Bereich wird deshalb in letzter Zeit verstärkt nach »Erziehungspartnerschaften« gerufen. Allerdings ist das »in aller Regel noch ein uneingelöstes Ideal«⁷⁰. Was für die Schule zu konstatieren ist, gilt wohl erst recht für die Gemeinde. Die Familienperspektive kann dabei ein wichtiger Impuls zur Vernetzung der unterschiedlichen Lernorte sein. Im Blick sollten dabei auch die Angebote für Familien innerhalb des Gemeinwesens sein, wie Familienzentren oder Geburtshäuser.

Summary

The relations between family members – especially those between parents and children – are highly relevant from a theological as well as a pedagogical perspective. Up to now however they have received little attention in the field of congregational education. In his article, the author addresses this desideratum, providing theoretical and practical suggestions in the field of congregational education.

⁶⁹ Ebd.

⁷⁰ Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen (s. Anm. 67), 91.